

„Nachfolge und Eigenwege“

zu Persönlichkeit und Arbeitsweise von

Stapf, Bönninghausen, Hering, Lux, Zimpel, Schüßler, Jäger, Dahlke und Schlegel

von Hortense Stein



DR. JOH. ERNST STAPF.

Dr. Johann Ernst Stapf

Stapf gilt als einer der frühesten Schüler Hahnemanns und wurde im Laufe der Jahre zu einem seiner treuesten Anhänger.

Johann Ernst Stapf wird 1788 in Naumburg als Sohn eines Pfarrers geboren. Er besucht dort eine streng humanistische Schule. 1806 Studium der Medizin in Leipzig u.a. bei Prof. Clarus, einem leidenschaftlichen Homöopathie-Gegner. Nebenbei intensives Studium der Chemie. Von Hause aus ist Stapf „auf liebevolle Einzelbeobachtung der Naturdinge“ geschult worden mit Blick auf das Einmalige, Individuelle des Menschen, besonders des kranken Menschen.

Nach Studienabschluss im Sommer 1810 eröffnet Stapf eine Praxis in Naumburg. Grundlage seiner ärztlichen Kunst sind erfahrungsheilkundliche Beobachtungen, ohne sich auf bestimmte Richtungen festlegen zu wollen. Ähnlich wie Hahnemann beginnt Stapf

an der herkömmlichen Ausübung der Medizin zu zweifeln; intensives Studium der Medizingeschichte hilft ihm auch nicht weiter, sich „dem ersehnten Ziele zu nähern“. Es fehlt, so Stapf, „an Harmonie zwischen Theorie und Praxis..., ja so manche gelehrt klingende und sich gar breit machende Ungereimtheit und Unnatürlichkeit trat dem schmerzlich und störend entgegen...“. Stapf scheint aus diesem Dilemma zunächst nur den Ausweg zu sehen, sich wieder vermehrt dem Studium der Naturwissenschaften zuzuwenden, das seiner Meinung nach dem Kenntnisstand der Medizin weit voraus war.

1811 fällt ihm Hahnemanns „Organon“ in die Hände, das er mit anfänglichem Mißtrauen, dann aber mit zunehmender Begeisterung liest. Aufgefordert und ermuntert durch Hahnemann, nimmt Stapf einige Arzneimittelpfungen an sich selbst vor, u.a. prüft und verbreitet er das durch Hering im Jahre 1830 eingeführte Lachesis. Die Prüfergebnisse teilt Stapf sogleich dem Meister mit. Hahnemann äußert sich wohlwollend:

„Die Beobachtungen sind redlich und genau. Fahren Sie fort, in diesem treuen Sinne zu arbeiten. Was wir in diesem Fache tun, ist eine religiöse Handlung, zum Wohle für die Menschheit.“

Schon ein Jahr später, 1812, übt Stapf die Klass. Homöopathie im Rahmen seiner Praxistätigkeit aus, Grundlage ist Hahnemanns „Reine Arzneimittellehre“. Das Verabreichen immer höher potenziertes und stärker verdünnter Arzneien, wie es Hahnemann im Laufe der Jahre fordert, stößt bei Stapf zunächst auf Unverständnis. Durch unermüdliches Forschen und Experimentieren mit Hochpotenzen kommt Stapf allerdings bald zu der Erkenntnis, dass sich die Wirksamkeit der verabreichten Medikamente durch hohe Potenzen noch erhöht. Ab 1843 wendet sich Stapf sogar vermehrt der Gabe von Riechproben zu.

Stapf besucht gelegentlich von Naumburg aus die Vorlesungen Hahnemanns in Leipzig und verblüfft Lehrer wie Schüler durch seine umfassenden Kenntnisse.

1821 wird Stapf vom preußischen Kriegsminister an den Rhein geschickt, wo im preußischen Heer die ägyptische Augenkrankheit grassiert, die Stapf homöopathisch behandeln soll.

Zurück in Naumburg, 1822, gibt Stapf das „Archiv für homöopathische Heilkunst“ heraus, das fortan drei Mal im Jahr erscheint. Das „Archiv“ steht wie kein anderes Fachblatt treu zu Hahnemann und wird bald auch für den Meister selbst ein wichtiges und unabkömmliches Sprachrohr der „reinen“ Lehre. Immer wieder drängt Hahnemann den Herausgeber Stapf, ihm bei zahlreichen Streitigkeiten, u.a. dem mit den „Leipziger Halbhomöopa-

then“, beizustehen und entsprechende Artikel in seinem „Archiv“ zu verfassen. Schon bald kristallisiert sich eine tiefe Uneinigkeit zwischen verschiedenen homöopathischen Lagern heraus. Während die Herausgeber Stapf und (ab 1836) Dr. Gustav Groß unerschütterlich zur „Reinen“ Lehre der Homöopathie stehen, sucht der Leipziger Arzt Dr. Moritz Müller nach einem Kompromiss zwischen der Homöopathie als einer „höchst schätzbaren Heilmethode“ und der seit langer Zeit bewährten Allopathie. Einige weitere Ärzte, die zuvor allopathisch, nun aber homöopathisch behandeln, verfahren ähnlich und praktizierten mal nach der alten, dann wieder nach der „neuen“ Methode. Eine Kluft innerhalb der Leipziger Ärzteschaft tut sich auf, die Dr. Carl Haubold durch die Gründung des „Leipziger Vereins von Ärzten für die Homöopathie“ im Jahre 1829 zu überbrücken sucht. Dieser Verein besteht je zur Hälfte aus Vertretern der „Reinen“ und der „Freien“, also solchen, die sich der reinen Homöopathie verschrieben haben und solchen, die mitunter noch allopathische Kuren anwenden. Letztere lässt man stillschweigend gewähren, bis sich die Zwistigkeiten der Ärzte untereinander nochmals durch das Erscheinen der „Chronischen Krankheiten“ 1828 verschärfen. Beunruhigt durch die ständigen Anfechtungen fordert Hahnemann Stapf mehr und mehr zu resoluterem Vorgehen gegen die „Wirrköpfe“ auf und dass die literarischen „Angriffe immer ernstlicher und schonungsloser werden“. Die Lage spitzt sich weiter zu, als im Frühjahr 1832 eine weitere homöopathische Zeitschrift erscheint, nämlich die „**Allgemeine Homöopathische Zeitung**“. Hahnemann führt in den folgenden Jahren einen erbitterten Kampf gegen die „*Leipziger Halbhomöopathen*“, wovon zahlreiche leidenschaftlich verfasste Texte in den beiden Zeitungen zeugen.

Zum goldenen Doktorjubiläum Hahnemanns organisiert Stapf die Feier und gibt als Ehrengabe für Hahnemann eine Ausgabe von dessen „kleinen medicinischen Schriften“ heraus.

Das Verhältnis zwischen Hahnemann und Stapf bleibt in der gesamten Zeitspanne ihrer Begegnung ungetrübt und ist von hohem gegenseitigen Respekt gekennzeichnet. Der zum Medizinalrat ernannte Stapf führt mit großem Erfolg eine große Praxis, deren Reputation sogar bis London reicht, wo er homöopathische Kuren vornimmt.

Nach Hahnemanns Tod bleibt Stapf der „stärkste Vertreter der reinen Idee. Seine Bücher und Aufsätze dürfen als klarste Fortsetzung des Hahnemannschen Geistes gelten.“ (Fritsche)

Stapf stirbt 1860 in Kösen.



Clemens Franz Maria von Bönninghausen

Ist die „überlegene aristokratische Gestalt in der Geschichte der Homöopathie“. (Fritsche S. 307)

Geboren 1785 auf dem niederländischen Herrensitz Heringhaven (Tubbergen).

Sein Vater, ein preußischer Junker, sorgt mehr für „stramme Leibesucht“ als für eine geregelte Schulausbildung. Im Alter von 12 kommt Bönninghausen auf eine weiterführende Schule nach Münster in Westfalen und kann dort seine mangelhaften Kenntnisse aufgrund seines Ehrgeizes und seiner Intelligenz schnell aufholen.

1803-1806 Studium der Rechtswissenschaften in Groningen; nebenbei hört Bönninghausen Vorlesungen in Medizin und Naturwissenschaften. Abschluß des Studiums als Dr. jur.

Durch Vermittlung seines Vaters tritt B. in Utrecht am königlichen Hofe Louis Napoleons eine Beamtenstelle mit verschiedenen Tätigkeitsbereichen an (u.a. als königlicher Bibliothekar), die er bis zur Abdankung des Königs im Jahre 1810 innehat.

Im Anschluß daran siedelt B. auf das Gut seines Vaters in Darup (Westfalen) über. Hier wird sein starkes Interesse für Botanik geweckt und er führt einige Reformen in der Landwirtschaft ein. Zwei Jahre später wird B. Landrat in Münster. Im Laufe der Jahre stellt B. weitere Forschungen an und verfasst wissenschaftliche Arbeiten im Bereich der Botanik. Einige seiner botanischen Werke sind auch heute noch von Bedeutung, wie z.B. seine wichtigste Schrift „**Prodromus florae Monasteriensis**“ (1824). Bönninghausen genießt einen hervorragenden Ruf als Botaniker, weshalb er 1822 zum Generalkommissar des Katasters der beiden Provinzen Rheinland und

Westfalen ernannt wird. Im Rahmen dieser Tätigkeit bereist B. seine ihm obliegenden Provinzen mehrfach und erhält dadurch ausgiebig Gelegenheit, die einheimische Pflanzenwelt zu studieren. 1824 ernennt ihn die Stadt Münster zum Direktor ihres botanischen Gartens.

1812 Heirat mit Sophia Freiin von Schade. Der Sohn, der aus dieser Ehe hervorgeht, erkrankt an schwerer Asthma. B. heilt ihn mit Phosphor.

1822 Heirat mit Maria von Hamm, mit ihr hat B. zehn Kinder.

1827 erkrankt B. lebensgefährlich an eitriger Schwindsucht. Die Ärzte stellen ihm nur noch wenige Monate bis zu seinem Tode in Aussicht. In seiner Not konsultiert B. den westfälischen Arzt Dr. Weihe, der durch den Kontakt zu Hahnemann seit einiger Zeit in seiner Praxis homöopathisch behandelt. Durch ihn wird B. geheilt; er ordnet ihm Pulsatilla C30. Von der Homöopathie fasziniert, versucht B., die westfälische Ärzteschaft von der neuen Heilweise zu überzeugen. Dabei stößt er auf Unwillen bis zu massiven Widerständen, so daß B. sich nun selbst homöopathische Kenntnisse aneignet. Er tritt mit Hahnemann in Verbindung, nimmt Arzneimittelprüfungen vor, wagt sich an erste Heilungsversuche mit Kranken und arbeitet gewissenhaft an der Ausarbeitung geeigneter Repertorien.

Gerade diese Schriften sind es, die Bönninghausen weit über Deutschland hinaus bekannt werden lassen. Unter anderem verfasst er maßgebliche Texte über die „Behandlung des Wechselfiebers“ (1833), die „Körperseiten und Verwandtschaften“ (1853) und die „homöopathische Behandlung des Keuchhustens“ (1860). Als wichtigstes Werk gilt das erstmalig 1846 erschienene „Therapeutische Taschenbuch“. Daneben schreibt er kleinere und größere Aufsätze in homöopathischen Fachzeitschriften (u.a. Stapfs „Archiv“) und hinterläßt der Nachwelt schließlich sorgfältig geführte Kranken-Tagebücher. In internationalen Ärztekreisen gelten B`s Bücher als vorzügliche Nachschlagewerke und er selbst als besonnener und gewissenhafter Heilkundiger. Seine umfassenden Kenntnisse und seine Art, Missverständnissen und Unstimmigkeiten der allopathischen Ärzteschaft hinsichtlich der Homöopathie gelassen und souverän gegenüberzutreten, steigert sein Ansehen, zumal als Nicht-Mediziner, um so mehr. Diese Eigenschaften weiß auch der mit den Jahren streitbare und verbitterte Hahnemann zu schätzen:

„Sie scheinen uns von der Vorsehung geschenkt worden zu seyn, um die Felder in unserer schönen Wissenschaft mit Glück und Energie zu kultivieren, wozu die meisten der übrigen Homöopathiker theils zu träge, theils zu stumpfsinnig, theils aber auch durch ihre äußeren Verhältnisse behindert sind. Am meisten setzt mich ihr unermüdeter Eifer, sowie ihre Kunst in Verwunderung, wodurch Sie allöopathische Ärzte bekehren“.

Im Jahre 1833 besucht B. erstmals Hahnemann in Köthen. Fortan verbindet die beiden zeitlebens eine innige Freundschaft und ein mit keinem anderen Homöopathen in dieser Intensität betriebener Briefwechsel bis in die Pariser Jahre hinein.

Als eine seiner ersten prominenten Patientinnen läßt sich die damals schon bekannte Dichterin Annette von Droste-Hülshoff 1829 von ihm behandeln. Ihrem Beispiel folgen weitere bekannte und hochstehende Persönlichkeiten der damaligen Zeit, so auch 1855 die Kaiserin Eugenie von Frankreich.

Trotz hervorragender Erfolge und einem weit über den mitteleuropäischen Raum hinausgehenden Ruf als erstklassiger Heilkundiger erhält B. keine Erlaubnis zur regulären Ausübung seiner medizinischen Tätigkeit, so dass er zunächst ein notgedrungenes Beamten-dasein fristen muss. Erst kurz nach Hahnemanns Tod, im Juli 1843, erreicht ihn eine Kabinettsorder des Königs Friedrich Wilhelm IV, die ihm die volle Ausübung des Arztberufes ohne medizinisches Studium gestattet.

Ab 1835 führt B. Versuche mit Hochpotenzen durch. Von einem Apotheker seines Vertrauens läßt er sich die homöopathischen Arzneien in der C 200 herstellen (Hahnemann selbst stellte zu jener Zeit seine Arzneien in der C 30 her), womit er auch Akut-Fälle erfolgreich behandelt.

1848 gründet B. eine Arbeitsgemeinschaft, die „Versammlung homöopathischer Ärzte Rheinlands und Westfalens“, dessen Vorsitzender er bis an sein Lebensende bleibt.

1854 verleiht ihm das „Collegium medicinale Cleveland“ (USA) die Ehrendoktorwürde.

Ab 1858 wird B. Mitglied im „Centralverein für homöopathische Ärzte Deutschlands“.

1864 stirbt B. an den Folgen eines Schlaganfalls in Münster.

Zwei Söhne B's, Friedrich und Karl, setzen das Werk des Vaters fort und agieren gleichfalls als homöopathische Ärzte. Karl führt als niedergelassener Arzt in Paris die Praxis Hahnemanns nach dessen Tod weiter und heiratet die Adoptivtochter Melanie Hahnemanns, Sophie Bohrer.

Zur „Methodik Bönninghausens“:

B. gilt sowohl als einer der konsequentesten Nachahmer Hahnemanns als auch als einer der maßgeblichen Weiterentwickler, so daß von einer eigenen Methodik im Sinne einer sich von Hahnemann zu unterscheidenden Handhabung der Homöopathie eigentlich nicht gesprochen werden kann. Hahnemann selbst würdigt ihn im Jahre 1833 als einen seiner getreuesten und genauesten Verfechter der hom. Lehre:

„Der Herr Regierungsrath Freiherr von Bönninghausen in Münster hat meine homöopathische Heillehre so gründlich studiert und sich so zu Eigen gemacht, daß er als ein vollkommener homöopathischer Heilkünstler ein so vollkommenes Vertrauen verdient, daß, wäre ich selbst krank, ich mich keinem Arzte in der Welt, außer ihm, anvertrauen würde.“

Der Verdienst Bönninghausens besteht in der Ausarbeitung und Systematisierung der hahnemannschen Grundprinzipien der Homöopathie, die durch B. geklärt und durch eigene Begrifflichkeiten veranschaulicht werden. So stellt beispielsweise der Begriff des „Genius der Arznei“, der das Zusammenfassen mehrerer Einzelbeobachtungen in Symptomgruppen als Leitfaden eines Mittels bezeichnet (z.B. das typische „Brennen“ von Arsenicum, unabhängig vom Ort des Erscheinens), eine große Hilfe und klar strukturierte Arbeitsanleitung für den homöopathischen Praktiker dar. Dadurch ergibt sich eine gezielte Straffung der Symptomenerhebung auf die wesentlichen Merkmale des Krankheitsbildes, was wiederum den Deckungsabgleich mit den Merkmalen des Arzneibildes vereinfacht.

Weiterhin sind maßgeblich B.'s Begriffserklärungen des „charakteristischen Symptoms“, des „Haupt- und Nebensymptoms“ und des Gradsystems, mit dem er die Wertigkeiten der einzelnen Arzneisymptome zu unterscheiden sucht.



CONSTANTINE HERING

Constantin Hering

Constantin Hering gebührt der große Verdienst, für die Anerkennung und Ausbreitung der Homöopathie in Amerika gesorgt zu haben und darüber hinaus den Arzneimittelschatz um einige weitere Mittel erweitert zu haben. Seine theoretischen Überlegungen zur Homöopathie sind auch heute noch ein wichtiger Bestandteil der Verlaufsbeobachtung von Krankheitsfällen.

Hering wird 1800 geboren in Oschatz (Sachsen) als Sohn eines Rektors. Auf dringlichen Wunsch des Sohnes schickt ihn der Vater 1817 auf die Dresdner Chirurgische Akademie. Um nicht nur als „Feldscher“ und „Gebeinflicker“ arbeiten zu müssen, sondern auch in anderen Bereichen der Medizin ausgebildet zu werden, beginnt Hering im Jahre 1820 ein Studium der Medizin in Leipzig, wo auch Hahnemann doziert.

In Leipzig wird Hering Assistent des Chirurgen Dr. Robbi. Jener hatte sich nach anfänglichem Bemühen um die homöopathische Kunst nach einiger Zeit strikt von ihr abgewendet und war zu einem der schärfsten Gegner Hahnemanns geworden. Daher erhält er auch vom Leipziger Verleger Baumgärtner den Auftrag, ein Buch wider die Irrlehre der Homöopathie zu schreiben. Aus Gründen der Arbeitsüberlastung gibt Robbi das Angebot an Hering weiter, der sich bald ans Werk macht. Das gründliche Studium hahnemannscher Schriften, eigene Arznei-

und Heilversuche führen bei Hering jedoch zu einem gegenteiligen Ergebnis: Überrascht von den vielversprechenden Heilerfolgen und teilweise verblüffenden Wirkung der homöopathischen Arzneien wird Hering bald zu einem der glühendsten Anhänger der Homöopathie. Er nimmt Kontakt zu Hahnemann auf, der ihm väterlich rät, seinen Sinneswandel vor Abschluss der Promotion nicht offenzulegen.

Herings Entschluss steht jedoch fest; er gibt seinen Buchauftrag zurück (Baumgärtner wird sich später übrigens auch zu einem Homöopathie-Freund entwickeln), kehrt Leipzig und den Gegnern der Homöopathie, u.a. Prof. Clarus, den Rücken und schließt sein Studium 1826 in Würzburg ab, wo er über das Thema „Medizin der Zukunft“ promoviert.

In Dresden bekommt Hering eine Stelle als Lehrer der Naturwissenschaften und Hausarzt am Blochmannschen Erziehungsinstitut. Diese sollte er jedoch nicht lange innehaben, denn als ihm ein Verwandter aus Surinam (Holländisch-Guayana im Norden Südamerikas) bei einem Besuch in der Heimat von seinen Abenteuern im Urwald berichtet, ist Hering nicht mehr zu halten.

Unterstützt von der sächsischen Regierung bricht Hering zusammen mit dem sächsischen Naturforscher Weinhold im Jahre 1827 nach Surinam auf. Die Naturforschungen Herings währen indes nur kurz, denn bald spricht sich in Paramaribo, der Hauptstadt Surinams, herum, dass Hering spektakuläre Erfolge mit der neuen Heilweise aufzuweisen hat. Hering wird daraufhin Leibarzt des Gouverneurs und erhält ferner Gelegenheit, Arzneistoffe des fremden Landes am eigenen Leibe auszuprobieren. Die Erweiterung des Arzneimittelschatzes um die Schlangengifte ist somit Hering zu verdanken.

Seine Erfahrungsberichte und Forschungsergebnisse sendet Hering regelmäßig in seine sächsische Heimat, wo sie u.a. im Stapfschen Archiv abgedruckt werden. Ferner korrespondiert Hering regelmäßig mit Hahnemann.

1833 kehrt Hering kurz nach Deutschland zurück, um sich dann, abermals veranlasst durch Freunde, in Philadelphia an der Ostküste Amerikas niederzulassen.

Dort gründet er 1835 zusammen mit Dr. Wesselhöft die erste homöopathische Lehranstalt der Welt, die „Nord-amerikanische Akademie für homöopathische Heilkunst“ in Allentown. Im selben Jahr verfasst Hering seinen „homöopathischen Hausarzt“, zunächst nur als kleinen Ratgeber für die Missionsstation in Paramaribo. Das Buch sollte jedoch eines seiner erfolgreichsten werden und wurde noch über hundert Jahre später ein weltweit verbreitetes, immer wieder neu aufgelegtes Werk.

Die homöopathische Lehranstalt in Allentown, die als Aktiengesellschaft aufgebaut wurde, wirtschaftete sich innerhalb kürzester Zeit an den Rande des Bankrotts. Zum einen hatte ein Angestellter zahlreiche Unterschlagungen begangen, zum anderen war die Lehranstalt immer wieder heftigen Angriffen der Homöopathie-Gegner ausgesetzt, die die Anstalt mit allen Mitteln bekämpften. Einige Male denkt Hering daran, Amerika wieder zu verlassen. Er bittet Hahnemann um Hilfe, u.a. um Empfehlungsschreiben, um nach London zu gehen und dort praktizieren zu können. Ausführlich berichtet Hering von seiner anstrengenden Tätigkeit und der vergleichsweise schlechten Entlohnung und von den vielen halbherzigen Homöopathen in Amerika, die sich aufgrund Volkes Wille die Homöopathie mehr oder weniger genau angeeignet haben und diese gemeinsam mit der Allopathie praktizieren.

Hering hält dennoch weitere Jahre an der Ostküste Amerikas durch, um dann 1845 in seine sächsische Heimat zurückzukehren, dies allerdings wiederum nur für kurze Zeit. Schon ein Jahr später findet sich Hering wieder in Amerika ein, wo er seine Arbeit unermüdlich fortsetzt.

1848 gründet er in Philadelphia das Hahnemann-Medical-College, zu dem heute mehrere Krankenhäuser und eine riesige Poliklinik gehören. Hering ist dort bis 1869 als Professor der Arzneimittellehre tätig. Den Studenten bietet sich hier die einmalige Gelegenheit, das theoretisch Gelernte in die Praxis umzusetzen. Nach anfänglichen Schwierigkeiten blüht das College im Laufe der Jahre zu einer der größten Kranken-Heil – und Lehranstalten auf, die im Jahre 1922 300 Studenten und mehr als 70 Professoren vereint, die gemeinsam jährlich mehr als 50.000 Kranke betreuen. Das Hahnemann – College hat mehr als irgendeine andere Lehranstalt der Welt zur Entwicklung und Ausbreitung der Homöopathie beigetragen. Seinem Beispiel folgend eröffneten im Jahre 1850 das homöopathische College in Cleveland, 1857 das in St. Louis, 1859 eines in Chicago und schließlich 1860 ein weiteres in New York.

Herings literarisches Schaffen in Amerika ist immens. In zahlreichen Fachzeitschriften erscheinen Aufsätze Herings über Arzneimittelprüfungen, Streitfragen und Kasuistiken. Besonderen Wert legt Hering auf das Veranstat-

ten planmäßiger Prüfungen von Arzneien, deren Ergebnisse mit großem Interesse, besonders in Deutschland, verfolgt werden.

Ebenso wie Stapf und Bönninghausen bleibt Hering seinem Meister über die langen Jahre seines Schaffens in in-niger Freundschaft verbunden. Im Gegensatz zu den beiden anderen versteht es Hering jedoch, sich ein gewisses Maß an Selbstständigkeit zu bewahren und scheut sich nicht vor Eigeninterpretation der hahnemannschen Grundsätze. Dies geht aus einem Aufsatz in Stapfs Archiv Bd. 16, Heft 3, hervor:

„Man hält mich allgemeinen für einen Schüler und Anhänger Hahnemanns, und ich erkläre, daß ich zu denen gehöre, die ihm am getreuesten anhängen, und zu denen, die seiner Größe mit Begeisterung huldigen; aber dennoch erkläre ich auch, daß seit meiner ersten Bekanntschaft mit der Homöopathie (im Jahre 1821) bis auf den heutigen Tag ich noch niemals, auch keine einzige der Theorien, im Organon so angenommen habe, wie sie da gegeben werden.“

Ein bemerkenswerter Beitrag Herings zu Hahnemanns Gedanken über die Entstehung und Heilung der chronischen Krankheiten schlägt sich im sog. „Heringschen Gesetz“ nieder: Hering beobachtete, dass sichere und dauerhafte Wiederherstellung der Grundkrankheit erwartet werden kann, wenn die Auslöschung der Symptome in folgenden Richtungen verläuft:

- **von innen nach außen**
- **von oben nach unten**
- **von jetzt zu früher**

Diese Überlegung Herings stellt eine der wichtigsten und grundsätzlichen Regel bei der Verlaufsbeobachtung eines Falles dar: So müssen wir alarmiert werden, wenn die Symptome in der falschen Richtung verschwinden, besonders wenn der Prozeß von außen nach innen geht.

1880 stirbt der Achtzigjährige an einem Herzschlag.

Johannes Josef Lux

Der Tierarzt Dr. Lux kann als einer jener Anhänger Hahnemanns bezeichnet werden, die sich die Homöopathie zwar einverleibten, dann jedoch stark modifizierten, um schließlich eine eigene, von der „Reinen Lehre“ abweichende Richtung einzuschlagen. Ferner gilt Lux als Begründer der Tierhomöopathie.

Lux wird 1876 in Oppeln geboren.

1800 geht er nach Berlin, um Tierheilkunde zu studieren.

1803 studiert er weiter in Leipzig und hört dort Vorlesungen in den Fächern Medizin und Naturwissenschaften. Er erwirbt schließlich den philosophischen Doktorgrad.

Um 1820, als 44jähriger, hört er zum ersten Mal von der Homöopathie und arbeitet sich fortan in die Schriften Hahnemanns und Herings ein. Dabei sollte ein Hinweis Herings von entscheidender Bedeutung für die weitere wissenschaftliche Arbeit Luxens sein. Hering macht in einem seiner Texte darauf aufmerksam, dass ein gutes Heilmittel gegen die Tollwut der potenzierte Speichel wutkranker Hunde wäre. Die Erkrankung würde beim Menschen ja durch den Biss infizierter Hunde erfolgen, also müsse im umgekehrten Falle auch beim erkrankten Menschen der potenzierte Speichel helfen. Diese Gleichheitsbeziehung (Isopathie) im Gegensatz zu dem von Hahnemann geforderten Ähnlichkeitsprinzip ruft nun einige Vertreter der „Reinen Lehre“, allen voran Hahnemann, auf den Plan. Lux begründet sein Vorgehen jedoch damit, dass der potenzierte Stoff des Ausgangsgiftes diese Ähnlichkeitsbeziehung habe im Gegensatz zur unpotenzierten Urtinktur.

Lux stellt allmählich alle möglichen Heilmittel aus dem Inhalt von Pusteln, Geschwüren, Sputum und dergleichen her und verbucht einige Behandlungserfolge mit dieser neuen Methode. So rät er einem ungarischen Gutsbesitzer, der ihn nach Mitteln gegen Rinderpest und Milzbrand fragt, das potenzierte Blut der kranken Tiere diesen als Arznei zu verabreichen. Dieses Vorgehen kann als Vorläufer der heute sehr gebräuchlichen Reinjektion von Eigenblut betrachtet werden, eine Methode, die von einem Schüler von Lux, August Bier, entwickelt worden war.

Lux kommt mit den Jahren zu der Überzeugung, dass das potenzierte „Contagium“ (Ansteckungsstoff), das der Organismus absondert, das Heilmittel der Wahl für Infektionskrankheiten ist. Seine Theorien veröffentlicht er 1833 in seinem Buch **„Isopathik der Contagionen“**. Er versieht es mit dem erläuternden Untertitel: „Alle ansteckenden Krankheiten tragen in ihrem eigenen Ansteckungsstoffe das Mittel zu ihrer Heilung“. Hahnemann bekämpft das Buch mit allen Mitteln. Hauptvorwurf neben der Isopathie als solcher ist die ungenügende Prüfung am Gesunden. Lux bestreitet dies vehement. So sei der Ausbruch der Krankheit mit ihren charakteristischen Symptomen schon Prüfung genug. Die Mittel dürften zumindest als klinisch bestätigt gelten.

Einige homöopathische Ärzte probieren fortan die neuen Mittel in ihrer Praxis aus. Bestätigt fühlt sich Lux allerdings durch das Vorgehen des großen Constantin Hering, der nämlich im Anschluß an das Buch von Lux aus dem der Krätzebläschen eines an Krätze erkrankten Schwarzen eine Arznei potenziert und sie **„Psorinum“** nennt. Eine Reihe anderer isopathischer Mittel werden als **Nosoden** in den homöopathischen Arzneimittelschatz eingegliedert. Dennoch ist die Handhabung eine homöopathische und keine isopathische, denn die Stoffe werden im Hinblick auf ihren gesamten Wirkungscharakter am Gesunden geprüft und können dadurch für die unterschiedlichsten Krankheitsbilder eingesetzt werden und nicht nur für die Ursprungskrankheit. Ferner stammt der Ausgangsstoff der homöopathischen Nosoden nicht vom eigenen Organismus, sondern von einem „Fremdspender“.

Die Isopathie Luxens bekämpft im Sinne einer passiven Immunisierung jeweils eine bestimmte Infektionskrankheit. Heutzutage werden allerdings auch „Autonosoden“ als Vakzine – oder Serumtherapie mit gutem Erfolg von einigen Therapeuten eingesetzt. Isopathische Behandlungen allergischer Erkrankungen scheinen beispielsweise einen desensibilisierenden Effekt zu haben. Bei Autoimmunprozessen hat sich die Eigenbluttherapie als Reizkörper- und Umstimmungstherapie bewährt.

Dr. Carl Friedrich Zimpel

Ausgehend von der Homöopathie Hahnemanns entwickelt Zimpel in hohem Alter sein spagyrisches System, das als eigenständige Therapie in die Naturheilkunde einzugliedern ist.

Zimpel wird 1800 in Sprottau/Schlesien geboren. Beide Eltern sterben früh an Tuberkulose. Als 17jähriger tritt er ins preußische Infanterieregiment ein und arbeitet bis 1829 als Offizier und „Rechnungsführer der Landwehr“ und schließlich als Leibadjutant des preußischen Königs. Wegen auffallender technischer Begabung wird er für naturwissenschaftliche und mathematische Arbeiten herangezogen. Er legt ein technisches Examen ab.

Nach seinem Austritt aus dem Militär wandert Zimpel nach Amerika aus. Dort schlägt er sich zunächst als Hausierer durch Kanada durch, bis ihm seine technischen Fähigkeiten ein Dasein als Ingenieur ermöglichen. Sein Fachgebiet ist der Eisenbahn- und Hausbau, das er geschickt zu meistern weiß. Er avanciert zum Inspektor für Eisenbahnwesen und ist bald stolzer Besitzer von etwa hundert Häusern. Einige noch heute gebräuchliche Eisenbahnlinien sind auf die Planung Zimpels zurückzuführen und das Stadtbild von New Orleans wird z.T. durch die Bauten Zimpels geprägt.

Nebenbei ist Zimpel fasziniert von der Volksheilkunde der Indianer. Als einer der ersten lernt Zimpel die in der amerikanischen Pflanzenheilkunde gebräuchlichen Heilpflanzen Sanguinaria und Hydrastis kennen und anwenden. Zimpels Interesse für Medizin rührt auch von dessen schwächlicher Konstitution und seiner Krankheitsanfälligkeit. Noch in Deutschland hatte Zimpel einige Therapien, u.a. Badekuren bei Vincenz Prießnitz und Anwendungen mit dem „Lebenswecker“ Carl Baunscheidts versucht.

1837 kehrt er, nunmehr als amerikanischer Staatsbürger, nach Deutschland zurück, nachdem er sich finanziell in Amerika aufgerieben hatte. Er findet zunächst eine Anstellung als Bauingenieur.

Doch bald packt ihn abermals das Fernweh. Sein unermüdlicher Forscherdrang, insbesondere was alternative Heilweisen angeht, führt ihn in den nächsten Jahren auf Reisen durch Ungarn, Dänemark und die Schweiz, dann durch Kleinasien, Syrien, Ägypten und Nubien. Im Orient studiert er vor allem das Arzneiwesen. So ist ein großer Teil seiner Mittel, mit denen er später behandelt, orientalischer Herkunft, so sein „**Elix. Ad long. Vit.**“ oder sein „**Jerusalem –Elixier**“.

Von der Medizin nun vollkommen durchdrungen, kehrt Zimpel 1846 nach Deutschland zurück und studiert in Jena Medizin und Naturwissenschaften. Die medizinische Fakultät bescheinigt ihm einen großen wissenschaftlichen Ernst und einen „jeder Charlatanerie freien Charakter“, obwohl Zimpel fast nie in Vorlesungen zu sehen ist. Statt dessen hospitiert er ein Jahr bei dem deutschen Laienhomöopathen Arthur Lutze und kommt durch ihn in Kontakt mit der Homöopathie. Von Lutzes Erfolgen begeistert, arbeitet sich Zimpel zielstrebig in die Homöopathie ein. 1858 verfasst er einen „**Leitfaden für angehende Homöopathen**“, der in zwei Auflagen erscheint. Zehn Jahre lang praktiziert Zimpel homöopathisch und promoviert nebenbei zum Dr. phil. (aufgrund einer neun Jahre zurückliegenden Arbeit über das amerikanische Eisenbahnwesen) und zum Dr. med. (hier reicht Zimpel einen kleinen Text über das Gelbfieber ein).

1850 kommt Zimpel in Kontakt mit den Anhängern des schwedischen Theosophen und Naturforschers Swedenborg. Durchdrungen von theosophischem und pietistischem Gedankengut verfasst Zimpel mindestens 20 Schriften, die sich mit eigenwilliger Bibelexegese beschäftigen. Sein Streben und Hoffen gilt fortan der Wiederkunft des Messias und der Etablierung des tausendjährigen Reiches, dessen Eintritt er genau berechnet. Strikte Glaubensgrundsätze prägen fortan sein Leben. So sind u.a. verboten die „Verkürzung irgendeines Theiles des Gesichtshaarwuchses“ und die „Gräuel des Tabakrauchens“.

Auf der Suche nach der genauen Lage der heiligen Stätten in Palästina begibt sich Zimpel 1852 dorthin und läßt sich im Jordan taufen.

Zimpel gibt Palästina nun für einige Jahre als seinen Wohnort an, pendelt aber immer wieder zwischen Mitteleuropa und Palästina hin und her.

1868 läßt sich Zimpel schließlich im Rom nieder. Aufgrund mehrerer Leiden sucht er dort den Nicht-Mediziner Graf Cesare Mattei im Hospital Santa Theresa auf, wohin jener aufgrund aufsehenerregender Erfolge vom Papst berufen wurde. Mattei arbeitet mit homöopathischen Arzneipflanzen, die er durch ein Gärungs- und Destillationsverfahren aufbereitet. Anschließend werden sie zu Komplexen zusammengefügt und mittels einer geheimgehaltenen, aus einem Apenninen-Strauch gewonnenen Potenz „elektrisiert“, d.h., die Arzneien sollen fortan schlagartig wirken. Durch das Destillationsverfahren löst Mattei ein altbekanntes Problem in der Pflanzenheilkunde, nämlich die heilsamen Wirkstoffe von den groben, zum Teil giftigen Stoffen der Pflanzen zu trennen. Aufgrund ihrer „schlagartigen“ Wirkung nennt Mattei seine auf diese Art gewonnenen Mittelgemische „**Elektro-Homöopathie**“. Zimpel ist spontan überzeugt von dieser Methode und berichtet euphorisch:

"Hat also der Graf C[esare] M[attei], wie ich die Ursache habe, bestimmt anzunehmen, einen der Ars spagyrica entsprechenden Prozeß, auf irgend eine Weise kennengelernt, die erwähnte Scheidung im Saft der Pflanze zu bewirken, so wird sich kein vernünftiger Mensch wundern, wenn dessen Heilmittel Alles an Heilkraft übertreffen, was bis jetzt von der Chemie, Allöopathie oder Homöopathie erzielt wurde".

Zimpel will der Sache des Laien-Mediziners, der sein Geheimnis nicht verrät, auf den Grund gehen und findet Hinweise in der Arzneibereitungslehre der Paracelsisten. Aus ihr baut er sein „**spagyrisches**“ Verfahren auf, das darauf hinzielt, die **Quinta Essentia**, den höchsten fluidalen Wirkstoff, zu isolieren. Er erreicht dies mittels Edelhefegärungen und Destillationen mit aromatischer Steigerung. Während Hahnemann in der Meinung, "Die Substanzen des Tier- und Pflanzenreichs sind in ihrem rohen Zustand am arzneilichsten" (Organon § 266), seine Tinkturen und Essenzen nur mit Weingeist ausziehen läßt und die inneren "geistartigen Arzneikräfte" durch Verschütteln bzw. Verreiben in ihrer Wirksamkeit erhöht, bezweckt Zimpel mit seinem speziellen Herstellungsverfahren die Loslösung des wirksamen Prinzips einer Pflanze oder eines Minerals von dem Ballast des Pflanzenkörpers, um es in einer möglichst reinen verfeinerten Form zu isolieren und zu konzentrieren. Die Annahme Zimpels, daß die Arzneikraft durch aufschließende Methoden aus den sie beengenden Fesseln befreit werden sollte, und jede Substanz "ein reines und gutes und ein dem ersten widerstrebendes feindliches Prinzip oder eine

solche Substanz erhält" veranlaßte die Spagyriker dazu, nach einem geeigneten Verfahren zu suchen, welches das Gute vom Bösen, das Reine vom Unreinen, das Wirksamen vom Unwirksamen, das "Gift" vom "Balsam" trennt. Diese Scheidekunst nannte man die "Ars spagyrica".

Zimpel bereitet seine Arzneien in einem Behelfslaboratorium in Neapel mit beachtlichem Aufwand und magerem Ergebnis zu. Bis zu zehn Monate werden die Arzneistoffe verschiedenen Destillationsverfahren und Gärungsprozessen unterzogen, bis am Ende ein paar Gramm des nunmehr spagyrischen Mittels herausspringen. Gleich Mattei stellt Zimpel aus den Einzelmitteln Komplexe zusammen und orientiert sich dabei an der Arzneimittellehre Hahnemanns.

Da Zimpel in Italien nur Ausländer behandeln darf, läßt er seine Heilmittel durch den Laienhomöopathen Michael Traub, der in Heiningen (Württemberg) seine Praxis hat, ausprobieren. Dieser wendet bis zum Tode Zimpels alle durch ihn hergestellten Präparate an. Weiterhin tritt Zimpel in Kontakt mit dem Nürnberger Apotheker Friedrich Mauch, der die Produktion und Auslieferung der von Zimpel in Italien konzipierten Mittel übernimmt. Mit Mauch steht Zimpel bis zu seinem Lebensende in engem Kontakt.

1879 stirbt Zimpel in Neapel.

Zu Dr. Zimpels Heilsystem (von Axel Helmstädter)

Noch zu Lebzeiten des Erfinders war "Dr. Zimpels Heilsystem" vielfachen Wandlungen unterworfen. Zunächst waren die Mittel auch nomenklatorisch eng an diejenigen Matteis angelehnt; ähnlich seinem Vorbild unterschied er sieben "innerliche spagyrische Pflanzenmittel", sieben "Elektrizitätsmittel" sowie eine dritte Gruppe "spezieller Mittel". Die Zusammensetzung der einzelnen Präparate wurde vom schlesischen Arzt mehrfach geändert, wobei er sich teilweise auf Vorschläge beschränkte und die endgültige Entscheidung über die zu verwendenden Ingredienzien Friedrich Mauch überließ. Dabei entfernte er sich mehr und mehr vom ursprünglichen Konzept und von seinem Vorbild Mattei. Es überwiegen pflanzliche Inhaltsstoffe in spagyrischer Aufbereitung, aber auch Anorganika und menschliche oder tierische Ausscheidungsprodukte (bis hin zu "Rotz eines rotzigen Pferdes") in homöopathischer Zubereitung kommen vor.

Im Laufe der Zeit setzte sich - vor allem in der kommerziellen Herstellung von Zimpelmitteln seit Beginn des 20. Jahrhunderts - die der heutigen Arzneibuchvorschrift zugrunde liegende Bereitungsweise durch, die auf Johann Rudolf Glauber (1604 bis 1670) zurückgeht. Dabei sollen geistige Heilkräfte von ihrer materiellen Erscheinungsform gelöst werden, indem man pflanzliche Ausgangsstoffe der Verwesung, Fäulnis oder Gärung überläßt. Solche "Putrefactio" genannten Operationen stehen häufig am Beginn des alchemischen Aufschlusses.

Ab 1921 werden die spagyrischen Mittel nach Zimpel in der von dem Apotheker Carl Müller gegründeten „Chemisch-Pharmazeutischen Fabrik, Göppingen“ hergestellt.

1956 übernimmt die „Staufen-Pharma“ die Herstellung der Spagyrika.

Die Herstellungsvorschriften der Spagyrik nach Zimpel sind im HAB unter den Vorschriften 25 und 26 festgehalten. Sie umfassen die drei traditionellen Techniken der **Gärung, Destillation und Veraschung**:

FrISCHE oder getrocknete Pflanzen werden zerkleinert und unter Zusatz von Wasser und Hefe bei 20-25 Grad zur Gärung angesetzt. Anschließend wird der Gäransatz einer Wasserdampfdestillation unterzogen. Der Destillationsrückstand wird getrocknet und bei einer Temperatur von 400 Grad verascht. Die spagyrische Urtinktur erhält man anschließend durch Vereinigung von Asche und Destillat. Diese unterscheidet sich folglich bereits durch ihren Gehalt an Mineralsalzen aus der Pflanzenasche von einer mittels alkoholischer Extraktion gewonnenen homöopathischen Urtinktur. Abschließend erfolgt eine Filtration. Das fertige Arzneimittel kann zusätzlich nach homöopathischem Schema potenziert werden, gelangt aber meist unverdünnt zur Anwendung.

Die typischen Verfahrensschritte des "Trennens" (griechisch "spaein") und "Vereinens" (griechisch "ageirein") gaben der alchemischen Arzneibereitung den Namen Spagyrik.

Immaterielle Heilkräfte

Den spagyrischen Arzneimitteln sprechen ihre Anhänger eine immaterielle Heilkraft zu, die sich auch während der zum Teil mehrfachen Destillation entwickeln soll. Der wiederholte Wechsel des Aggregatzustandes des Produktes während Verdampfung und Kondensation soll zu einem höheren Wirkungsgrad führen, ähnlich wie es

für die Potenzierungsschritte in der Homöopathie postuliert wird. Diese Philosophie kulminiert in einer Zimpelchen Arznei, die allerdings nie Eingang in das "Heilsystem" fand: das "Ofenpräparat".

Zur Herstellung war im Heiligen Land abgebauter Salpeter mit "nüchternem Morgenspeichel von einem recht gesunden kräftigen jungen Manne oder Frauenzimmer" zu mischen und das Gemisch in einem Glaskolben einzufüllen, der, hermetisch verschlossen, neun Monate lang bei 50 °C digeriert werden sollte. Zimpel verlangte, dass drei Viertel der Glaskugel leer blieben, um dem Dampf Raum zur Ausdehnung und Rekondensierung zu geben, also "damit die heiße Luft oder der Dampf Raum habe, sich gehörig entfalten zu können" .

Offensichtlich hatte sich Mauch zunächst nicht um dieses - für Zimpel entscheidende - Detail gekümmert, denn nach neun Monaten lieferte er dem schwer Kranken eine Zubereitung, an deren Volumen Zimpel erkannte, dass der Kolben zu voll gewesen war. Bitter enttäuscht verwarf er das Produkt und verlangte einen neuen Ansatz, über dessen Realisierung indes nichts bekannt ist: "O mein Herrn u[nd] mein Gott, so ist denn alle meine Hoffnung meine Gesundheit wiederzuerlangen u[nd] mein Leben [...] zu verlängern vergebens [...]. Ein Erfolg ist nun unmöglich, oder nur in so fern einigermmaßen zulässig oder denkbar, daß die gesamte Operation aufs neue gemacht wird".

Allerdings ist die Ausrichtung auf alchemische Heilmittel nur eine Facette im äußerst vielseitigen Erfahrungshorizont des skurrilen Therapeuten, der nicht zuletzt im "Medizinischen Hausschatz" deutlich wird. In einer Art Soziogramm definierte er selbst seine Rolle im Grenzbereich von Alchemie ("Ars spagyrica"), physikalischen Therapieverfahren und anderen Heilmethoden. Der Kreis mit "Dr. Zimpel" liegt nicht im Zentrum der "Ars spagyrica", also der alchemischen Heilmittelherstellung. Ihr wandte er sich ja erst in den letzten Lebensjahren zu, nachdem er eine Vielzahl allopathischer, homöopathischer und physikalischer Methoden kennen gelernt und ausprobiert hatte, von denen er offensichtlich nicht vollständig abrücken wollte. Im "Medizinischen Hausschatz" sind diese auch ausführlich berücksichtigt. 200 Jahre nach seiner Geburt wird Zimpel aus heilkundlicher Sicht allerdings fast nur noch mit der Spagyrik in Verbindung gebracht.



Dr. Wilhelm Heinrich Schüssler

Schüssler wandte sich ebenso wie Lux und Zimpel von der ursprünglichen Ausrichtung der Homöopathie ab und gründete sein eigenes System, die „Biochemie“ oder die Schüssler'schen Mineralsalze. Diese sind auch heute noch weit verbreitet.

Schüssler wird 1821 in Bad Zwischenahn (Herzogtum Oldenburg) als Sohn eines Steuereintnehmers geboren. Trotz geringer finanzieller Mittel und daher mäßiger Schulbildung zeigt sich schon früh ein erstaunliches Sprachtalent; Schüssler besitzt Kenntnisse in sechs Sprachen, darunter auch Sanskrit. Da das Elternhaus sehr arm ist, ist an ein Studium zunächst nicht zu denken.

Daher schlägt sich Schüssler die ersten 30 Jahre als Hauslehrer und mit Sprachunterricht durch. Schon in jungen Jahren lernt Schüssler die Homöopathie durch seinen Bruder kennen, der ihm später auch ein Studium ermöglicht. Bedingung ist, daß Schüssler als Arzt homöopathisch arbeiten wird. Im Laufe der Jahre wechselt Schüssler mehrfach den Studienort: zunächst ein Jahr Paris, dann Berlin, wo er Vorlesungen von Justus von Liebig und Rudolf Virchow hört, und schließlich Gießen, wo er auch promoviert. Um seine Kenntnisse zu erweitern, geht Schüssler anschließend nach Prag und hört dort an der medizinischen Fakultät Vorlesungen im Fach Homöopathie bei den Professoren Altschul und Hofrichter. Trotz Promotion in Gießen hat Schüssler noch nicht das medizinische Staatsexamen in der Tasche. Dies wird ihm auch verweigert, weil er am Gymnasium das Abitur noch nicht gemacht hatte. So muss er dies in einem Oldenburger Gymnasium nachholen und macht im Sommer 1857 schließlich das medizinische Staatsexamen.

Anfang 1858 erhält Schüssler vom Großherzoglichen Oldenburgischen Gesundheitsministerium die Zusage, sich als homöopathischer Arzt niederzulassen. Er arbeitet nun fünfzehn Jahre homöopathisch und kann beachtliche Erfolge verzeichnen. Dennoch scheint Schüssler hinsichtlich der zunehmenden Vielfalt der homöopathischen Arzneien einen Weg zu suchen, das verwirrende homöopathische System zu reduzieren und mithin in der An-

wendbarkeit zu vereinfachen. Einem Freund teilt Schüßler mit, dass ihm die Volksgesundheit wichtig sei, die nur mit einer Volksheilmethode zu erreichen sei. Die damals mehr als 300 beschriebenen Mittel der Homöopathie und die Tatsache, dass ihre individuelle Auswahl immens viel Zeit erfordert, mache dem Laien eine Selbstbehandlung quasi unmöglich.

Angeregt durch die Ideen Rudolf Virchows (1821-1902), veranschaulicht in dem Buch „Cellularpathologie“ (1858), worin die krankhaft veränderte Zelle für das Entstehen von Krankheiten verantwortlich gemacht wird, beschreitet Schüßler nun neue Wege. Ausschlaggebend für die Entstehung des Schüßlerschen Systems sind allerdings die Arbeiten des Niederländers Jacob Moleschott (1822-1893). Moleschott stellte die Gesamtheit aller biochemischen Vorgänge, die in einer Zelle oder dem Körper ablaufen, mit all den möglichen Zwischenstufen im Stoffwechsel, in den Mittelpunkt seiner Arbeiten. Sein erstes Buch „Kreislauf des Lebens“ (1852) vermittelt Schüßler wertvolle Impulse, insbesondere jene Textstelle:

„Der Bau und die Lebensfähigkeit der Organe ist durch die notwendigen Mengen der anorganischen Bestandteile bedingt. ... , die Stoffe, die bei der Verbrennung zurückbleiben, die so genannten Aschebestandteile, gehören zu der formgebenden und artbedingten Grundlage der Gewebe: Kein Knochen ohne Knochenerde, kein Blut ohne Eisen, kein Speichel ohne Chlorkalium.“

Rückblickend bekennt Schüßler im Jahre 1879:

„Obige Worte haben vor reichlich 6 Jahren in mir die Idee erregt, die betreffenden anorganischen Salze – und nur diese – zu Heilzwecken zu verwenden.“

Aus den Erkenntnissen Virchows, nämlich dass das Krankheitsgeschehen auf die pathologisch veränderte Zelle zurückzuführen sei und den Ausführungen Moleschotts, dass die Krankheit der Zelle durch den Verlust an anorganischen Salzen bedingt wäre, entwickelt Schüßler ab dem Jahre 1872 eine eigene Heilmethode, die er „**Biochemie**“ nennt. Die Biochemie Schüßlers geht davon aus, dass Krankheiten durch systematische Zufuhr von bestimmten Mineralsalzen zu heilen sind. Die von ihm verwendeten Salze bezeichnet er als „Funktionsmittel“. Dabei verwendet Schüßler diejenigen zwölf Salze, die zu seiner Zeit als notwendige Zellbestandteile erkannt worden sind:

1. Ferrum phosphoricum
2. Kalium sulfuricum
3. Kalium phosphoricum
4. Magnesium phosphoricum
5. Calcium phosphoricum
6. Natrium sulphuricum
7. Natrium muriaticum
8. Kalium chloratum
9. Natrium phosphoricum
10. Silicea
11. Calcium sulphuricum
12. Calcium fluoratum

Seine Erkenntnisse veröffentlicht Schüßler erstmals 1873 in der „Allgemeinen Homöopathischen Zeitung“ unter dem Titel „Eine abgekürzte homöopathische Heilweise“. Lebhaftes Interesse und unverhohlene Kritik von Ärzten und Homöopathen sind die Folge. Schüßler wird aufgefordert, ein Indikationsschema zu erarbeiten und ausführliche Krankenberichte zu veröffentlichen. Schon 1874 liefert Schüßler das Geforderte in Form einer 16seitigen Informationsbroschüre, die in erweiterter Form 52 Auflagen erreichen sollte und in mehreren Sprachen übersetzt wird.

Schüßler vervollkommnet sein System durch homöopathische Potenzierung. Die D6 wird zu seiner Standardpotenz. Schüßler geht davon aus, dass die Biochemie „ihr Ziel direkt“ erreicht, nämlich ausschließlich als „*Dekkung des Defizits*“, während „*die anderen Heilmethoden, welche Mittel anwenden, die den menschlichen Organismus konstituierenden Stoffen heterogen sind, das Ziel nur indirekt erreichen.*“ Die verkleinerte potenzierte Gabe des jeweiligen Salzes könne dabei besser in die Zellen dringen als das grobstoffliche Mineral.

Von 1873 bis 1898 behandelt Schüßler ausschließlich biochemisch und lehnt es fortan ab, weiterhin „homöopathischer Arzt“ genannt zu werden. 1885 wird in Oldenburg der erste biochemische Verein gegründet.

1898 stirbt Schüßler an den Folgen eines Schlaganfalls.

Im Laufe der hundert Jahre, die seit dem Tode Schüßlers vergangen sind, werden eine Reihe weiterer Mineralstoffe in das Schüßlersche System eingegliedert, so dass sich die Biochemie heute auf ein System von 24 Funktionssalzen stützt. Dabei werden neben den Funktionsmitteln noch Konstitutions- und Regulationsmittel unterschieden, die, je nach Symptomenbild, untereinander kombiniert werden können. Die längst überholte Annahme Schüßlers, dass ausschließlich Mineralstoff-Mangelzustände für das Entstehen von Krankheiten verantwortlich sind, kann als Erklärungsmodell für die Wirkweise der Schüßlerschen Biochemie nicht mehr erhalten. Letztlich ist die Wirkweise im Einzelnen nicht genau geklärt. Mehrere Erklärungsversuche sind mittlerweile unternommen worden, u.a. die der „Reiztherapie“: Durch die Zuführung eines Mineralstoffes werde ein Reiz ausgelöst, der die Zelle zu einer vermehrten Aufnahme des jeweiligen Salzes aus der Nahrung anregt und dadurch der Mineralstoffwechsel der Zelle reguliert wird.

Die Biochemie nach Dr. Schüßler konnte sich als alleiniges Heilverfahren in Naturheilpraxen bisher nicht nennenswert durchsetzen, wird aber von vielen Heilpraktikern und Ärzten begleitend bei vielen Beschwerdebildern mit nicht geringem Erfolg eingesetzt.



Prof. Dr. Gustav Jäger

Gustav Jäger ist der erste Wissenschaftler nach Hahnemann, der die Wirksamkeit homöopathischer Verdünnungen untersucht hat.

Jäger wird 1832 im schwäbischen Bürg an der Kocher als Sohn eines Pfarrers und Historikers geboren. Der Vater stirbt früh und läßt die Familie in ärmlichen Verhältnissen zurück. Trotzdem kann Jäger aufgrund eines Stipendiums in Tübingen ein Studium der Medizin und Naturwissenschaften aufnehmen.

Nach erfolgreicher Promotion tritt Jäger 1856 eine Stelle als Hofmeister in Wien an. Der Interessenschwerpunkt Jägers ist jedoch die Zoologie; hier betreibt er umfangreiche wissenschaftliche Studien, nimmt an zahlreichen Exkursionen teil und verfasst ein umfangreiches literarisches Werk auf dem Gebiet der Zoologie, u.a. das dreibändige Lehrbuch „Allgemeine Zoologie“, ein Handbuch über die „Tierwelt Deutschlands“, eine „pharmazeutische Zoologie“, mehrere Kampfschriften für den Darwinismus und einige populärwissenschaftliche Werke über die Biologie des Wassers und dergleichen mehr.

1858 habilitiert er sich als Privatdozent. für Zoologie und vergleichende Anatomie in Wien.

Jäger wirkt maßgeblich an der Gründung des Tiergartens in Wien mit und ist bis 1866 dessen Direktor. Hauptattraktion ist das erste Seewasserbecken Europas.

1867 wird Jäger Prof. der Zoologie und Anthropologie an der Akademie zu Hohenheim sowie 1870 am Königlichen Polytechnikum in Stuttgart.

1874 tritt Jäger zudem eine Stelle als Prof. für Physiologie, Histologie und Mikroskopisches Praktikum an der Tierarzneischule in Stuttgart an.

Trotz vielfacher Lehrtätigkeit investiert Jäger jede freie Minute in die Erforschung selbstgewählter Probleme in sämtlichen Bereichen der Naturwissenschaften. Zunächst geht er dem Phänomen des Witterns in der Tierpsychologie nach. Hier stellt er zum ersten Mal Überlegungen über die Kraft des Feinstofflichen an. Jäger vermutet in der ungeheuren Leistungsfähigkeit dieses Urinstinktes ein über den menschlichen Horizont hinausgehendes physikalisches Phänomen, das das Verhalten der Tiere bestimmt.

Weiterhin widmet sich Jäger, angeregt durch seinen im Turnerbund tätigen Bruder, gesundheitlichen Fragestellungen. Jäger, der an Turnern und Soldaten die Probleme der Leistungsfähigkeit und Seuchenfestigkeit zu untersuchen hat, kommt zu dem Erkenntnis, dass das spezifische Gewicht des menschlichen Organismus, das vom Wassergehalt des Gewebes abhängt, unmittelbaren Einfluss auf die Gesundheit hat. Er kommt dabei zu dem Schluss, dass zuviel Wassereinlagerungen im Gewebe krankmachend sind und dass Entwässerung und Entgiftung des Körpers die Gesundheit wiederherstellen könne. Um dies zu erreichen, brauche es einen atmungsaktiven und ausscheidungsfähigen Bekleidungsstoff, der die „Selbstgifte“, die der Körper ausschwitzt, nach aussen ableitet. In seinen beiden Hauptwerken „**Die Entdeckung der Seele**“ und „**Neuralanalyse**“ behandelt Jäger u.a. das Problem dieser Selbstgifte. So sei die Seele nichts anderes als eine Ansammlung spezifischer Individualduftstoffe und Vererbungsstoffe. Einige dieser Duftstoffe müssten, so Jäger, aufgrund ihrer Giftigkeit aus dem Körper ausgeleitet werden.

Fasern wie Baumwolle oder Leinen wirkten dabei lähmend auf den Körper, da diese die Selbstgifte des Körpers speicherten und durch die Hautatmung dem Körper teilweise wieder zuführten, wohingegen tierische Fasern wie Wolle stark entwässernd und entgiftend wirkten. Jäger tritt daher vehement für eine Umstellung der Bekleidungsindustrie von Baumwolle auf Schurwolle ein und kleidet sich selbst und seine Familie (sechs Kinder) von Kopf bis Fuß nur in Wolle, was ihm den Spitznamen „Woll-Jäger“ einbringt. Heute noch gelten die Jäger-Hemden als Markenzeichen.

Schon bei seinen Überlegungen zum Tierwittern widmet sich Jäger dem Problem des Feinstofflichen; er überträgt dies nunmehr auf das Phänomen der „Duftstoffe“ des Körpers, deren feinstofflicher Anteil einen krankmachenden Reiz ausüben könnten. Schon bald stellt er die einfache Formel auf: „**Krankheit ist Gestank**“. Jäger meint dabei einen feinstofflichen, vom menschlichen Geruchsempfinden nicht wahrnehmbaren Gestank.

Um zu exakten Ergebnissen zu kommen, arbeitet Jäger ein Verfahren aus, das er „Neuralanalyse“ nennt. Dabei wird die Geschwindigkeit der Nervenleitung gemessen und zum Gradmesser der Gesundheit gemacht. Jäger stellt dabei eine Versuchsanordnung auf, die auf dem von Astronomen beschriebenen Phänomen der „persönlichen Gleichung“ beruht. Die „persönliche Gleichung“ stellt bei physikalischen Experimenten die winzig kleine individuelle Zeitspanne dar, die der Versuchsleiter braucht, um eine Sinneswahrnehmung aufzuzeichnen. Jäger läßt nun auf seine Versuchspersonen feine Duftstoffe aller Art wirken und mißt sodann den Zeitwert, der vom Augenblick der Duftwirkung bis zu Niederdrücken einer Taste verstreicht. Je übelriechender oder krankhafter der Duft auf die Versuchsperson wirkt, desto langsamer arbeitet die Nervenleitung. Dieses Ergebnis erhält Jäger auch dann, wenn er die Stoffe homöopathisch verdünnt und sie somit für den menschlichen Geruchssinn gar nicht mehr fassbar sind. Noch von der 1000. und 2000. Potenz von Arzneien kann Jäger neuralanalytisch Wirkungen nachweisen.

Jäger folgert daraus, dass dasjenige, was man „Seele“ nennt, ein Organismus sein muss, der feinstofflich ist und der auch nur feinstofflich beeinflusst werden kann. In diesen Sinne erkennt Jäger in der Homöopathie den einzig gangbaren Weg, Krankheiten zu heilen, denn nur sie vermag es, bis „ins innerste Steuerungsprinzip des Leibeslebens“ hineinzuwirken.

Zu Jägers Theorie des „Feinstofflichen“ existieren zwei physikalische Grundlagenwerke, die bereits erwähnte „Entdeckung der Seele“ (1885) und die „Stoffwirkung in Lebewesen“ (1892). Nun verfasst Jäger einige Schriften über seine auf die Homöopathie übertragenen Erkenntnisse: „Gleich und ähnlich“, „Die homöopathische Verdünnung“, „Die Homöopathie im Urteil eines Physiologen und Naturforschers“. Diese Texte erscheinen 1891 in dem Sammelband „ein verkannter Wohltäter“.

Experimente, die zum Teil sonderbar anmuten, rütteln an Jägers Reputation als ernstzunehmender Wissenschaftler. So potenziert er aus den Haaren gesunder, leistungsfähiger Menschen den Dufstoff „Anthropin“ und empfiehlt ihn als Stimulans bei Lebensschwäche. Auch mit der nach eigenen Entwürfen angefertigten Wollwäsche, mit der sich Jäger Tag und Nacht bekleidet, gibt er sich zuweilen der Lächerlichkeit preis.

Dennoch lassen sich viele junge Ärzte durch seine Schriften in der Gewißheit bestärken, dass Feinstoffliches tiefer und anhaltender wirkt als die grobstofflichen Arzneigaben und entnehmen seinem Wissen um die Heilinstinke der Tiere und des Volkes wichtige therapeutische Anregungen.

Ohne jemals ärztlich tätig gewesen zu sein, stirbt Jäger als Wegbereiter der Forschungen über die Wirksamkeit homöopathischer Hochpotenzen 1917 in Stuttgart.



Dr. Paul Dahlke (1865-1928)

Paul Dahlke

Paul Dahlke geht als charismatischer homöopathischer Arzt und Buddhist in die Geschichte der Homöopathie ein.

Dahlke wird 1865 im ostpreußischen Osterode geboren. Sein Vater, ein Zivilangestellter, hatte Mühe, die große Familie zu ernähren. So wächst Dahlke seine gesamte Schulzeit hindurch in bescheidenen bis ärmlichen Verhältnissen auf, absolviert aber trotz schmalen Budgets ein Medizinstudium in Frankfurt/Main. Nach seinem Studium begegnet Dahlke der Homöopathie und erkennt in ihr die Heilmethode, mit der er zukünftig arbeiten will.

Über seine homöopathische Ausbildung erfahren wir nicht viel. Maßgebende Autoren waren für ihn neben Hahnemann vor allem C. v. Bönninghausen, C. Hering und E. A. Farrington. Jedenfalls legt er am 28. Januar

1890 das Dispensierexamen vor dem Berliner Verein homöopathischer Ärzte ab und wird Mitglied des Vereins. Er betreibt bald eine große Praxis in Berlin und kann hervorragende Erfolge weit über die Stadtgrenzen hinaus verzeichnen.

Um die Jahrhundertwende beteiligt er sich als Dozent an den homöopathischen Ferienkursen für Ärzte in der Berliner Poliklinik. Zu seinen Themen zählen unter anderem die Mittelwahl und Arzneimittelbeziehungen. Den Sitzungsberichten des Berliner Vereins homöopathischer Ärzte ist zu entnehmen, dass er auch an den 14-tägigen Zusammenkünften teilnimmt und in diesem Kreis eine Reihe von Referaten, meist über Arzneimittellehre, vorträgt.

Daneben verfasst er eine eigene *Materia Medica*, die heute noch als Klassiker unter den Homöopathen gilt, wengleich auch nur wenige Mittel darin besprochen werden. Sein Einsatz für die Homöopathie zeigt sich auch in den zahlreichen Artikeln, die er in seiner Funktion als Schriftleiter der „Berliner homöopathischen Zeitschrift“ schreibt.

Mit seinem Zeitgenossen *Emil Schlegel* (1852-1934), dem anderen bedeutenden homöopathischen Arzt, der sich wie *Dahlke* schriftstellerisch für die Homöopathie engagierte, setzt er sich sachlich-kritisch auseinander. Auf 15 Seiten rezensiert er dessen Werk "Religion der Arznei" und distanziert sich dabei klar von der Signaturenlehre.

Neben seiner schriftstellerischen Tätigkeit führt er in den Jahren 1923-1926 an sich selbst eine Reihe von Versuchen mit geprüften und ungeprüften Arzneien durch, deren Ergebnisse allerdings nicht veröffentlicht sind.

Das philosophisch-esoterische Element im Wesen Dahlkes treibt ihn immer wieder zu ausgiebigen Reisen nach Asien und in die Südsee, wo er Bekanntschaft mit dem Buddhismus macht. Die fernöstliche Religion sollte „als perfekte Erfüllung meines Lebens“ in Zukunft Sein und Wirken Dahlkes bestimmen:

„Es war im Jahr 1900, dass ich offiziell zum Buddhismus und dessen Lehren übertrat. Seit dieser Zeit reiste ich konstant zwischen Indien und meiner Heimat Deutschland hin und her; und die meiste Zeit war ich krank, teilweise durch das Klima, teilweise durch meine eigenen Fehler: meine Unzufriedenheit mit diesen rastlosen Wanderungen und dem immer wieder nach Indien gezogen werden.“

Auch als homöopathischer Arzt in Berlin versucht Dahlke, sich nach den Lehren des Buddha Gautama zu richten. Er verlangt keine Honorare mehr, sondern stellt in sein Wartezimmer eine Vase für Spendengelder auf. Doch scheitert Dahlkes religiös motiviertes Handeln bald an den europäischen Gegebenheiten. Selbst um einen Mindeststandart aufrechtzuerhalten, kommt Dahlke an der ärztlichen Liquidation nicht mehr vorbei.

Dennoch scheint der Buddhismus im Leben Dahlkes nun endgültig die Hauptrolle zu spielen. Neben dem Übersetzen zahlreicher buddhistischer Werke widmet Dahlke einen großen Teil seiner Zeit dem Aufbau einer buddhistischen Gemeinde. Zu diesem Zwecke gibt er ein Vierteljahresjournal heraus, die „Neu-buddhistische Zeitschrift“.

1914 gibt er seine Praxistätigkeit auf, um erneut die großen Stätten buddhistischer Kultur zu bereisen. Mit dem Ausbruch des ersten Weltkrieges kehrt er nach Deutschland zurück und nimmt seine Tätigkeit als Arzt wieder auf.

1924 gelingt es Dahlke, mit Hilfe von Sponsoren, hauptsächlich aber aus Eigenmitteln, ein „buddhistisches Haus“ (das erste buddhistische Zentrum Deutschlands) zu errichten, in das er mitsamt seiner Anhänger einzieht. Hier finden fortan Zusammenkünfte und buddhistische Belehrungen statt.

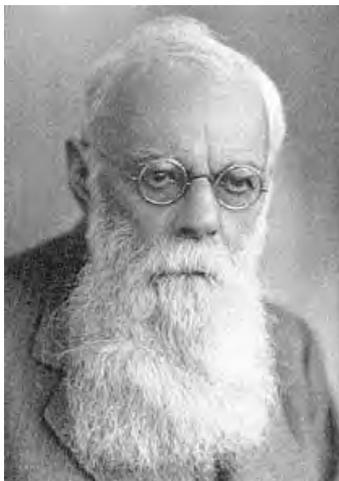
Auch seine homöopathische Arbeit versucht Dahlke mit dem Buddhismus zu verknüpfen. Alles Sein bedeute Hunger, und das kranke Sein besonders. So hungere der Kranke nach der rechten Arznei, nämlich der Simile-Arznei. Die Symptome, die er hervorbringe, wären Ausdruck dieses Hungers.

Im Februar 1928 stirbt Dahlke in Berlin.

Zur Bedeutung Dahlkes als homöopathischer Arzt (von Robert Goldmann):

Die interessanteste Leistung *Dahlkes* sind zweifellos die "Unterhaltungen über Themata aus der Arzneimittellehre" und die "Streifzüge durch die Arzneimittellehre", in welchen er in fiktivem sokratischem Zwiegespräch einen schulmedizinisch ausgebildeten Arzt durch einen erfahrenen Homöopathen an die homöopathische Denkweise heranführt. In diesen Dialogen, als literarisches Genre der damaligen Zeit recht geläufig, legt *Dahlke* in weitausholender, poetischer Plauderei seine therapeutische Geisteshaltung dar. Er schreibt mit wortgewandter, assoziativer Leichtigkeit, in flüssigem Stil und bilderreicher Sprache, feuilletonistisch-unterhaltsam, eigensinnig und hintergründig, oft mit einem Quentchen Selbstironie, wobei er sich bedenkenlos wiederholt. Wir treffen hier auf eine essayistische Schreibweise, die anheben und aufhören kann, wann und wo immer sie will. Er betont die Genauigkeit der Symptomenenerhebung, die Individualisierung des Krankheitsfalles und die dynamische Wirkung der Arznei, grenzt sich von der pathophysiologischen Organ-Medizin ab und hebt das Erfassen der Symptomen-Totalität jenseits von klinischen Krankheitsbegriffen hervor. Im Zuge dieser essayistischen Schreibweise verzichtet *Dahlke* allerdings auf Quellenangaben.

In Nachrufen wird *Dahlke* von den einen als "der große homöopathische Arzt im 1. Viertel unseres Jahrhunderts" gewürdigt, von anderen als "Sonderling und Original" charakterisiert.



Emil Schlegel

Emil Schlegel wird 1852 in Karlsruhe als Sohn eines Schuhmachers geboren. Schlegel, der sich schon als Schüler sehr für die Naturwissenschaften, insbesondere die Chemie, interessiert, muss aufgrund der bescheidenen häuslichen Verhältnisse zunächst eine Kaufmannslehre antreten und seinen eigentlichen Interessen zunächst autodiktatisch nachgehen. Schon früh kommt er in Kontakt mit der Homöopathie, als ein Bekannter ihm Hahnemanns Totenfeier von Arthur Lutze zu lesen gibt. Dazu Schlegel:

„An diesem Büchlein fing ich Feuer“.

Schlegel erhält als Zwanzigjähriger das Angebot von einem wohlhabenden Gönner, August Zöpplitz, mit dessen finanzieller Unterstützung ein Medizinstudium aufzunehmen. Schlegel nimmt dankbar an und schreibt sich 1873 an der medizinischen Fakultät in Tübingen ein. Trotz hervorragender Leistungen erlebt der junge Student im Laufe seines Studiums einige Turbulenzen, als bekannt wird, dass Schlegel gar kein Abitur gemacht hat. Nach einigem Hin und Her und mit Unterstützung eines weiteren homöopathiefreundlichen Mäzens wird Schlegel schließlich doch die Ablegung des Staatsexamens gewährt. Als jedoch

Schlegels Neigungen zur Homöopathie bekannt werden, verweigert man ihm die Doktorwürde. Bis an sein Lebensende hat Schlegel –trotz Einreichung einer Dissertation – nie den Dokortitel erhalten.

Nachdem er ein Jahr als Assistenzarzt in Stuttgart gearbeitet hat, läßt er sich 1879 in Tübingen nieder und wird schnell über die Landesgrenzen bekannt.

Eine intensive Auseinandersetzung mit der Homöopathie beginnt. Neben umfangreicher praktischer Tätigkeit als homöopathischer Arzt verfasst Schlegel noch etwa 25 Bücher und zahlreiche weitere Texte und Aufsätze, die sich mit der Homöopathie befassen. Am bekanntesten sind die „Innere Heilkunst bei sogenannten chirurgischen Krankheiten“, das Buch „die Krebskrankheit“ und sein Kommentar zu Hahnemanns Organon. Als fast Achtzigjähriger fasst Schlegel schließlich seine Erkenntnisse in dem Buch „Heilkunst als Weltmitte“ zusammen. Kennzeichnend für ihn ist sein Interesse am Lebendigen gewesen, was er in allen Dingen zu entdecken suchte und darüber ungewöhnliche Verknüpfungspunkte fand. In einem Brief an den englischen Homöopathen Wheeler (einem Kollegen Edward Bachs) schrieb Schlegel: "Ich schätze die Kunst viel mehr als die Wissenschaft, und die Sprache der Natur in ihren letzten Auswirkungen scheint mir das Beste für die Arbeit am Leben ..."

Bekannt wurde Schlegel allerdings durch sein Wiederauflebenlassen der Signaturenlehre Paracelsus. Schlegel ist überzeugt, dass die Arzneikräfte der homöopathischen Mittel nicht nur von den Symptomen, die sie hervorbringen, beurteilt werden kann, sondern auch von ihrer äußeren, lebendigen Gestalt. So gebe schon das Äußere der Herzkirose Hinweise auf ihren Gebrauch als Herzmittel und die gelbe Farbe des Schöllkraut weise auf seine Funktion als Leber – und Gallenmittel hin. Zu diesem Thema verfasst Schlegel das damals vielbeachtete Werk „erfindungsreiche Heilkunst“.

Ende 1934 stirbt Schlegel in Lindau am Bodensee.

Literaturverzeichnis

Dinges, M. (Hrsg): Weltgeschichte der Homöopathie. München 1996

Feichtinger, Mandl, Niedan: Handbuch der Biochemie nach Dr. Schüßler. 2 Bände. Heidelberg 2002

Fritsche, H. : Samuel Hahnemann. Idee und Wirklichkeit der Homöopathie. Stuttgart 1954

Fritschi, H.: Spagyrik. Lehr- und Arbeitsbuch. Ulm 1997

Grönbeck, Selma: Dr. Gustav Jäger. <http://www.forum-empore.de>

Haehl, R.: Samuel Hahnemann. Sein Leben und sein Schaffen. 2 Bände. Leipzig 1922

Heepen, G.: Schüssler-Salze. München 2002

Helmstädter, A.: Carl Friedrich Zimpel. Ein Therapeut auf Wanderschaft. 2001